

Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg2>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 2 (2003)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg02/241-242>

Rg **2** 2003 241 – 242

Bernd Rüthers

Posteingang

Posteingang

17. Jan. 2003

Sehr verehrte Frau Fögen,

von einem Schweizer Kollegen wurde ich auf Ihre Rezension der »Geschönten Geschichten«* hingewiesen. Dadurch erfuhr ich auch, daß das von mir besonders geschätzte RJ eine Nachfolgerin gefunden hat. Ich wünsche Ihnen und den Lesern einen ähnlichen Unterhaltungswert der neuen Publikation.

Ihr Beitrag erfüllt bereits meinen obigen Glückwunsch. Sie schreiben soviel Treffendes zu dem Bändchen, daß jeder kritische Einwand wie Beckmesserei erscheinen könnte. Aber nehmen Sie die nachstehenden Bemerkungen bitte als Zeichen meiner Dankbarkeit für Ihre Mühe.

Berührt hat mich Ihre Vermutung, ich neige zum Selbstmitleid und beklagte mein Schicksal. Das hat, wenn ich recht sehe, bisher noch niemand entdeckt. Meine Kritiker bemängeln regelmäßig eher das Gegenteil, nämlich meine temperamentbedingte Fröhlichkeit auch und gerade bei notwendigen heiklen Kontroversen. Insofern ähnele ich eher Ihrem verehrten Amtsvorgänger, und wir haben das gelegentlich auch beide im RJ unbefangen miteinander praktiziert. Bei den von Ihnen für meine vermeintliche Schicksalsklage angeführten Belegen handelt es sich aus meiner Sicht ausschließlich um die Angabe themenrelevanter historischer Tatsachen. Wenn ich sie weggelassen hätte, wäre die Realität verfälscht worden. – Die Reaktionen der führenden DDR-Kollegen auf meine einschlägigen Publikationen über den Aufbau und Niedergang des realen Sozialismus waren übrigens ganz ähnlich wie die der Kollegen aus der NS-Zeit. Auch das habe ich, nun schon mit weit mehr Know-how, als

selbstverständlich hingenommen. Von Selbstmitleid also keine Rede. Wohl aber bewegte mich zunehmend die Neugier auf die realen Kausalzusammenhänge der Handlungsweisen von Intellektuellengruppen in solchen Situationen. Daraus sind dann die »Geschönten Geschichten« entstanden. Und jetzt spielte tatsächlich so etwas wie Mitleid eine Rolle. Denn in vergleichbaren Situationen ritten ja gerade die Intelligentesten eines Faches bald auf den Schaumkronen der Wellen des Zeitgeistes. Das zeigt etwa Wieackers Bericht über das Kitzberger Lager und seine Teilnehmer. Hand aufs Herz: Wo wäre denn unser Standort gewesen und geblieben, wenn wir 1933 oder 1950 in der DDR Examen gemacht hätten? Mir ist nicht aufgefallen, daß die Rechtsfakultäten oder die Kaiser-Wilhelm-Institute Zentren des fachspezifischen Widerstandes gewesen wären. Kurz: Mich interessiert weit mehr die Kausalitäts- als die Schuldfrage.

Ihr Titel »Gesteht!« und Ihre Schlußsätze hingegen gehen davon aus, ich forderte Geständnisse. Zur Rolle von verstrickten Professoren nach Systemwechseln hat mein Kollege und Ihr Mitdirektor Stolleis am Beispiel Maunz eigentlich alles gesagt. Es geht bei der Ausübung unseres Berufes nicht um Geständnisse, sondern um Glaubwürdigkeit. Dazu gehört auch die eigene Disziplingeschichte. Wer sie verschweigt, vertuscht oder verklärt, malt falsche Geschichtsbilder mit gefährlichen Folgen. Lieber verweise ich auf die Studienausgabe der »Methodenlehre« von Larenz/Canaris und die dazu geführte Kontroverse. Es geht also gerade nicht um »Anklagen«, wie Sie schreiben, sondern um die – oft verweigerte – Akzeptanz von Realität: Ohne Herkunft keine Zukunft. Liest man die »Ge-

* RgI (2002) 284 f.

schönsten Geschichten« so, dann ist das Büchlein eher ein Dokument des Mitleids, des Verständnisses für den starken kollektiven Sog totalitärer Systeme. Man konnte ihn übrigens nach 1968 auch in manchen Universitäten beobachten, nicht zuletzt in Berlin und in Frankfurt. Das bedeutet übrigens in den Augen vieler eine mindestens teilweise Entlastung der damaligen Anpasser nicht nur in der Jurisprudenz, der Geschichte und der Literatur.

Liebenswürdigerweise attestieren Sie mir, verehrte Frau Fögen, die Rolle eines »Bekenners«. Ich stehe ein wenig unsicher und beschämt vor diesem Kompliment, auch wenn es vielleicht nicht so gemeint ist. Mich erinnert es zunächst daran, daß wir unsere Berufsbezeichnung von »profiteri«, also von »bekennen« ableiten. Die Zahl derer, die sich unter den Professoren in den Krisen der Systemwechsel als Bekenner erwiesen haben, wäre ja durchaus steigerungsfähig gewesen. Vielleicht sollte man nach diesen Erfahrungen eine neue, treffendere Berufsbezeichnung suchen?

Nochmals zum Selbstmitleid: Mit Vergnügen muß ich bekennen, daß meine Gefühle in den fraglichen Zeiten ganz anders aussahen und erst recht heute. Ich habe die Jahre nach dem Erscheinen der »Unbegrenzten Auslegung« und der weiteren Publikationen zu dem Thema, nicht zuletzt die Dialoge mit der Schmitt-Gemeinde eher als eine Art fröhlichen »Siegeszuges« erlebt. Die Auslegung ist in 5. Auflage erschienen, die 6. steht bevor. Die übrigen Bücher haben sämtlich Neuauflagen erlebt.

Die Tatsache, daß in Köln, Göttingen und München Berufungen eines solchen Autors scheiterten, in einem Fall von vornherein ausgeschlossen waren, war mir schon von meinen Lehrern Westermann und Brox vorhergesagt worden, die mir von diesem Thema eindringlich

abrietten: »Von Ihnen nimmt nachher niemand ein Stück Brot. Sie kriegen in Deutschland keinen Ruf!« Die Zahl der erhaltenen Rufe war dann erheblich größer als erwartbar. Und die Unbefangenheit in der Wahl meiner Forschungsthemen wurde, anders als in »vergangenheitsbelasteten« Fakultäten, nicht durch die Rücksicht auf verstrickte Kollegen beeinträchtigt. Auch dazu habe ich mich gelegentlich, auch im RJ, geäußert.

Ihre journalistisch-schmissige Formulierung vom »Jungakademiker Rüthers« erfüllt mich mit zusätzlicher Heiterkeit. Das mag an meiner Sozialisation liegen. Die »Unbegrenzte Auslegung« schrieb ich mit 36 Jahren in 18 Monaten. Damals hatte ich allerdings bereits vier Jahre in der industriellen Praxis hinter mir. Das führt mich zu der Frage: Wann endet in Ihren Augen die akademische Kindheit? Als Jugendtorheit habe ich mein Thema eigentlich nie empfunden.

Verzeihen Sie, sehr verehrte Frau Fögen, die Länge des Briefes, mit dem ich Sie belästige. Damit kein Mißverständnis entsteht: Ich fühle mich gerade durch Ihre Rezension geehrt und bereichert. Aus Ihrer prominenten Feder wäre selbst ein Verriß noch eine Werbekampagne. Aber das war es ja gerade nicht. Im Gegenteil: Weil ich mich, auch im kritischen Teil, weitgehend wiederfinde, hatte ich das Bedürfnis, Ihnen meine Sicht nahezubringen, zumal es sich wohl auch um generationsbedingt unterschiedliche Wahrnehmungen und Einschätzungen handelt. Also nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre Mühe!

Sollte die Rg eine ähnliche Diskussionsfreude haben wie das RJ, könnte man aus diesem Brief einen kleinen Beitrag machen. Der jungen Zeitschrift wünsche ich einen dauerhaften Erfolg!

Mit freundlichen Grüßen!

Bernd Rüthers